



Staats- und
Universitätsbibliothek
Bremen

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen

DFG Projekt Die Grenzboten

Die Grenzboten

Berlin u.a., 1841 - 1922

-y-: Pariser Plaudereien.

urn:nbn:de:gbv:46:1-908

der letzte Fehlschlag des Kaisers im Reich. „Fortuna ist eine Meze!“ rief Karl jammernd aus, als er in Brüssel mit seinen Vertrauten zusammen traf. „Dem Jungen wirft sie sich an den Hals, den Alternden verläßt sie!“ Unter dem Eindruck dieser Niederlage vor Meze soll Karl V. schon beschlossen haben, abzudanken und ins Kloster zu gehen.

Meze aber war dem deutschen Reiche verloren und hörte auf Meze la riche zu sein. Gleich nach der Belagerung war die Bevölkerung von 60 auf 20,000 gesunken und auch diese schmachteten lange Jahrzehnte unter unerhörter militärischer Willkürherrschaft und haten abwechselnd den Kaiser wie den König vergeblich um Erlösung.*) Das Protectorat der französischen Krone verwandelte sich natürlich schnell genug in souveraine Herrschaft, und der westfälische Frieden riß die weiland freie Stadt, in der einst Karl IV. das Grundgesetz des deutschen Reiches, die goldne Bulle, proclamiren ließ, auch völkerrechtlich von Deutschland los, mit dem sie 800 Jahre lang verbunden gewesen. — Gott Lob, daß wir sie wieder haben!

Pariser Plaudereien.

Paris, Neujahr 1874.

Wenn Sie jetzt einen Kaufmann fragen, ob die Neujahrsgeschäfte gut gingen, da wird er Ihnen unfehlbar antworten: „Ganz erbärmlich, ich mache nicht halb so viel wie voriges Jahr“, und wird Ihnen dies je nach seiner politischen Farbe entweder damit erklären, daß wir immer noch in der Republik leben, oder damit, daß besagte Republik noch nicht genügend proklamirt worden sei. Man möchte hiernach glauben, daß es den Parisern recht schlecht ginge, aber da es mich dünkt, alle Jahre dieselben Klagen gehört zu haben, so habe ich mich nach einem anderen Barometer umgesehen, um mir eine

*) Noch 1588 klagten die Bürger in einer Bittschrift an den König, „Les oppressions et violences de vos soldats sont plus que barbares sur nos misérables, au lieu d'estre recompensés (!) nous recepvons un traitement plein de toute indignité et pire que les criminels de S. M.“ Der König antwortete, daß er après à remuer tous moyens sei, um ihnen, wenigstens in ihren Häusern Ruhe zu verschaffen. — Für die Zustände unmittelbar nach der Belagerung bieten die Schilderungen in Vieilleville's Memoiren die interessantesten Züge, da dieser Marschall noch i. J. 1553 selbst Commandant von Meze wurde. (Vergl. Schiller's Werke 11. Band.) Diese militärische Occupation änderte die Sitte und spaltete die Familien; sehr viele Patrizierfamilien, ja ganze Paraisges wanderten aus. Die Verwaltung, namentlich die der Finanzen kam ganz in Verfall. Der Bau der Citadelle, welchen Vieilleville unternahm, sowie die Errichtung des Arsenal's, entvölkerten Meze noch mehr.

Meinung darüber zu machen, ob die Pariser Bevölkerung sich ökonomisch wohl befindet oder nicht; diesen Barometer habe ich in den Theatern gefunden, und der zeigt so andauernd schönes Wetter, daß ich fast auch an seiner Richtigkeit zweifeln möchte. Wenn Sie sehen könnten, wie die 20—30 Pariser Theater jeden Abend gestopft voll sind, trotz aller Erhöhung der Preise, so würden Sie die Ueberzeugung gewinnen, daß es den Parisern noch nicht an Geld fehlen kann, und daß sie sich auch noch ebenso gern wie früher amüsiren.

Da alle Theater, mit alleiniger Ausnahme des Théâtre français, jetzt ihre Winterneuigkeiten vom Stapel gelassen haben, so ist es Ihnen vielleicht von einigem Interesse zu hören, was die dramatischen Köche dieses Jahr geliefert haben. Ohne mich von den schönen Einnahmen, die sie alle machen, blenden zu lassen, zögere ich nicht, Ihnen von vornherein zu sagen, daß Nichts von Werth dabei ist, daß die meisten dieser Neuigkeiten die Saison hindurch leben, und dann eines gewöhnlichen Todes sterben werden. Eine kleine Operette „La liqueur d'or“, die im Theater des Menuis-Plaisirs gegeben worden, macht hiervon insofern eine Ausnahme, als sie nach der zweiten Vorstellung eines gewaltsamen Todes starb. Nachdem man nämlich in den letzten Jahren in Vaudevilles und Operetten in der Schlüpfrigkeit so weit gegangen war, daß man glaubte, man könne gar nicht weiter gehen, so hatten die Verfasser der „Liqueur d'or“ doch die Möglichkeit gefunden, dies möglich zu machen, und das war doch dem General L'admirault (in dessen Namen, als Gouverneur der Paris, die Theaterpolizei gehandhabt wird, so lange wir im Belagerungszustande sind) zu bunt geworden, und er hat das Stück untersagt. Ich selbst habe es nicht gesehen, aber ich kenne Jemanden, der es gesehen hat, und dieser hat mir das Sujet erzählt, aber da es sich zum Weitererzählen durchaus nicht eignet, so behalte ich es für mich.

Die erste wichtige Neuigkeit war Sardou's „Onkel Sam“, diese Schilderung amerikanischer Zustände, die schon voriges Jahr aufgeführt werden sollte, aber von Thiers' Regierung verboten wurde, weil sie fürchtete, damit die in Paris lebenden Amerikaner vor den Kopf zu stoßen. Vergebens protestirte ein Theil der amerikanischen Colonie dagegen, vergebens weigerte sich der Gesandte Washburne, von dem Manuscripte des Stückes Kenntniß zu nehmen, wie ihn Sardou und sein Director baten zu thun, weil er ganz richtig sagte, daß dies ja aussehen würde, als acceptirte er diesen aufgedrungenen Schuh, und als maße er sich an, darüber zu urtheilen, ob ein Theaterstück aufgeführt werden dürfe, oder nicht, vergebens schickte Sardou sein Manuscript nach New-York und wurde es dort ohne Hinderniß und selbst mit Erfolg aufgeführt; der Präsident Thiers und sein Minister Jules Simon blieben unerbittlich, und die monarchische Coalition vom 24. Mai mußte

Thiers stürzen, ehe die Pariser ein Lustspiel sehen durften, in welchem sich der Verfasser ebenso über die Yankee's lustig machte, wie er sich in der „Famille Benoiton“ über die Pariser früher lustig gemacht hatte.

Wir haben ihn also gesehen den Onkel Sam, und seine Nichte Sarah, die über ihre Courmacher doppelte Buchhaltung führt, und einen jungen Franzosen fast mit Gewalt entführt, um ihn zur Heirath zu zwingen, und alle die anderen Caricaturen, die Sardou in allen möglichen Reisebeschreibungen auf gelesen hat, und mit seiner großen Geschicklichkeit vorführt, und man fragt sich erstaunt, was der vorigen Regierung eingefallen ist, ein solch unschuldiges Marionettenspiel zu verbieten. Das Stück wird gut gespielt, ist prachtvoll ausgestattet, zeigt in Frauen-Toilette unerhörten Luxus und Geschmack und wird deshalb Sardou viel Geld einbringen, aber seiner Unsterblichkeit wenig nützen.

Wenn schon im Onkel Sam nur wenig Handlung ist, und diese wenige ganz augenscheinlich nur als Rahmen für die unendlichen Episoden dienen soll, so ist doch noch wenigstens ein dramatischer Faden darin, der selbst in einer sehr dramatischen Scene culminirt, aber Sardou's neuestes Erzeugniß „Les Merveilleuses“, welches er vor 14 Tagen im Theater des Variétés hat auführen lassen, ist nur noch eine *laterna magica*. Hier hat die *mise en scène*, die Sorgfalt, mit der Kostüme und Requisiten hergestellt worden sind, alle dramatische Handlung und allen dramatischen Werth verdrängt, und man kann bedauern, wie ein Mann von Sardou's Talente dem Humbug seiner Zeit in solchem Maße huldigt. Der Director des Theaters hat 80,000 Frs. ausgeben müssen, um Kostüme, Decorationen, Thee- und Kaffeegeschirr, Stühle und Tische, Tischzeug, Vorhänge, kurz Alles was auf die Bühne kommt, ganz genau so anfertigen zu lassen, wie man die Dinge unter der Directorial-Regierung hatte, und die Ausstellung, die in Barnum's Museum oder bei Madam Tassaud in London am Platze wäre, bildet das einzig Interessante an diesem Stücke. Vielleicht genügt es, um das Theater 100 Mal mit neugierigen Parisern zu füllen, und der Director bekommt vielleicht die ausgelegten 80,000 Frs. wieder herein, aber vom Verfasser von „Patrie“ und „Les Pattes de mouche“ (in deutscher Bearbeitung wohl „der letzte Brief“ genannt) konnte man besseres erwarten. In den ersten Vorstellungen hat das enttäuschte Publikum gemurmelt und selbst gepffiffen, aber die, die jetzt hineingehen, wissen schon, daß sie nur eine Ausstellung *excentrischer* Kostüme zu erwarten haben und begnügen sich damit.

Ein Erzeugniß anderer Art ist Alexander Dumas' „Monsieur Alphonse“, dies ist ein Drama, ist aus Charakteren und Handlung zusammengesetzt, und Decorationsmaler und Schneider sind hier Nebenpersonen. Welches ist aber die Handlung und welches sind die Charaktere? In der Presse war nach der

ersten Vorstellung ein einziger Schrei: „Endlich haben wir ein Meisterwerk, Dumas ist wieder gefunden, der Dumas der „*Dame aux camélias*“ und der „*Demi-Monde*“, der große Dumas, der seit einiger Zeit auf Abwege gerathen war, er ist wieder im richtigen Gleise, Halleluja!“ Ich habe seitdem dieses vermeintliche Meisterwerk gesehen, und habe es wieder gesehen und frage mich noch, woher dieser Enthusiasmus kommt, der wirklich ganz einstimmig war, der so unbestreitbar schien, daß die hiesigen Zeitungen tadelnde Kritiken, die englische Zeitungen von ihren Pariser Correspondenten hatten, als Curiosum wiedergaben, als etwas ganz Unsinniges. Es ist wahr „Herr Alphonse“ ist besser als Dumas' letzte Erzeugnisse, nicht ganz so absurd wie „Claude's Frau“, die durchfiel, nicht ganz so ekelhaft cynisch wie „eine Hochzeitsvisite“ oder „die Prinzessin Georges“, die beide nur einen zweifelhaften Erfolg hatten, es ist selbst eine sehr schöne Scene darin, aber um diese eine Scene herbeizuführen, welcher Aufwand von Unwahrscheinlichkeit in der Handlung und in den Charakteren! Keiner der fünf Charaktere ist wahr, keiner ist möglich, und die Handlung ist dermaßen an den Haaren herbeigezogen, daß es der ganzen Vorzüglichkeit der Darstellung, und der geschickten Ausarbeitung der Einzelheiten bedarf, um die Sache genießbar zu machen.

Folgender ist in Kürze der Inhalt des Dramas: Ein Marineoffizier, Herr von Montaiglin, hat eine arme Weise geheirathet und lebt mit derselben seit etwa 10 Jahren in glücklicher aber kinderloser Ehe. Die arme Waise (Raymonde) ist aber vorher von einem entfernten Verwandten (Octave) verführt worden, und hat ein Kind (Adrienne) gehabt, von welchem Unfalle sie aber Herrn Montaiglin wohlweislich nichts gesagt hat, weil dieser sie sonst vielleicht nicht geheirathet hätte. Das Kind, das inzwischen 11 Jahre alt geworden ist, ist zu Bauersleuten in der Nähe von Paris in die Ziehe gethan worden, und Raymonde benutzte jeden freien Augenblick, besonders wenn der Capitain auf der See ist, um ihre Tochter zu besuchen, bei der sie sich auch als Mutter zu erkennen gegeben hat. Octave seinerseits besucht die Tochter auch, aber selten, und nicht als Vater, sondern incognito, unter dem Namen „Monsieur Alphonse“. Daher der Titel des Stücks. Zugleich hat der Zufall gewollt, daß Octave's Vater mit Montaiglin befreundet gewesen ist, und aus diesem Grunde geht Octave im Hause seiner ehemaligen Geliebten aus und ein, von Montaiglin als Taugenichts angesehen, von Raymonde aufs Bitterste gehaßt.

Octave nun will sich verheirathen, und zwar mit einer Madame Guichard, deren Liebhaber er schon lange ist; Madame Guichard ist eine dormalige Bauernmagd, die ihr Herz zwischen Octave und einem reichen Wirthshausbesitzer, bei dem sie diente, getheilt hat, und die von diesem letzteren auf seinem Todtenbette in extremis geheirathet, und zur Erbin einer Million gemacht

worden ist. Sie hat seitdem ihr Herz ganz Octave gewidmet, giebt ihm auch Geld (deshalb würde man wohl das Stück in Deutschland nicht „Herr Alphonse“, sondern „Herr Louis“ nennen?) und dieser will sie nur des Geldes wegen heirathen, während sie wahnsinnig in ihn verliebt ist, so daß sie ihn mit fürchterlicher Eifersucht quält, und ihm jeden Augenblick die lächerlichsten Scenen macht.

Das ist die Situation beim Beginn des Stückes. Als der Vorhang aufgeht, sitzt Octave bei Raymonde, und theilt ihr sein Heirathsprojekt mit, und da er sich fürchtet, der eifersüchtigen Madame Guichard die Existenz des Kindes zu gestehen, so schlägt er Raymonde vor, das Mädchen zurück zu nehmen, und als sie dies abschlägt, weil sie ihren Mann, den sie innig verehrt, nicht so an der Nase herum führen will, sagt Octave, wenn sie nicht auf seinen Vorschlag eingehen wolle, werde er sich an Montaiglin wenden, den er gewiß herumkriegen würde. „Aber das Mädchen nennt mich Mutter,“ sagt Raymonde voll von Angst und Verzweiflung und im Innern vor Freude zitternd, bei dem Gedanken, daß sie ihre Tochter immer um sich haben solle. Darüber beruhigt sie Octave, indem er erzählt, er habe dem Kinde die Sache halb und halb erklärt, das Mädchen sei sehr klug, und werde sich gewiß zu verstellen wissen. Montaiglin erscheint hierauf und läßt sich, mit Octave allein gelassen, dessen Plan vortragen, fragt natürlich, wer die Mutter des Kindes ist, begnügt sich aber mit Octave's Antwort, daß er sie nicht nennen könne, und willigt ein, das Kind zu sich zu nehmen. Da Octave das Mädchen in der Nähe hat, so holt er es gleich, und nun geht die Verstellungs-Comödie dieses 11jährigen Kindes an, welche die Haare zu Berge stehen macht. Vor Zeugen fremd und höflich, fällt Adrienne ihrer Mutter um den Hals, sobald sie allein sind, und fällt augenblicklich wieder in die erste Rolle zurück, sobald sich Schritte hören lassen. Ich weiß nicht, ob ein solcher Charakter psychologisch möglich ist, jedenfalls ist er unwahrscheinlich, und selbst widerwärtig.

Alles geht gut, als Madame Guichard erscheint. Sie hat wieder einmal einen Anfall von Eifersucht gehabt, hat Octave auf seiner Fahrt nach der Wohnung des Kindes und nach dem Hause Montaiglin's verfolgt, hat sich, als sie ihn mit einem Kinde gesehen, gleich zusammengereimt, daß dies sein Kind sein müsse, und fällt nun wie eine Bombe in Raymonde's Salon, um Gewißheit über ihre Vermuthung zu haben, und zu erfahren, wer die Mutter des Kindes ist. Raymonde natürlich sagt ihr das nicht, und Octave giebt ihr nach einer langen, langweiligen und unedelikaten Scene, die er mit ihr hat, halb und halb zu, daß er der Vater ist, versichert ihr aber, daß die Mutter todt sei. Darauf macht nach einiger Ueberlegung Madame Guichard den sehr vernünftigen Vorschlag: da wir uns heirathen, so wollen wir doch

das Kind mit uns nehmen, statt es fremden Leuten aufzubürden. Das paßt Octave nicht, aber er muß seiner gebieterischen Flamme doch versprechen, das Kind den Montaiglin wieder abzunehmen, und darauf verschwindet die Guichard unter dem Vorwande eines Geschäftes.

Octave theilt nun den Wunsch seiner Braut Herrn Montaiglin mit, und findet bei diesem natürlich vollkommene Beistimmung und Montaiglin übernimmt es, es seiner Frau zu sagen. Dies führt zur große Scene des Stückes. Als Montaiglin die Rückgabe des Kindes als etwas ganz natürliches vorbringt, stößt er bei seiner Frau auf ganz unerwarteten Widerstand, und als er diesen durch Vernunftgründe bekämpfen will, kommt Raymonde so in Eifer, daß sie alle Zurückhaltung vergißt, und so zu sagen durchgeht. Erstaut sieht sie Montaiglin erst an, und als sie immer fort predigt, und anfängt zu weinen und zu schluchzen, da wird ihm die Wahrheit klar, und er springt mit dem Schrei auf: „Das Mädchen ist Deine Tochter!“ Sie sieht, daß sie sich verrathen hat, fällt auf die Knie — die Frauen weinen, die Männer klatschen und der Erfolg des Stückes ist entschieden.

Montaiglin ist durch die Entdeckung vielleicht unangenehm berührt, besonders wohl, weil er ja den Vater des Kindes schon kennt, nichtsdestoweniger aber schluckt er es hinunter, schüttelt sich und verzeiht seiner reuigen Magdalene. Es geht noch weiter. Um das Kind behalten zu können, trotz der Reclamation des Vaters, beschließt er sogleich, es als sein Kind anzuerkennen. (Adrienne ist auf der Mairie als Kind unbekannter Eltern eingeschrieben, und, wie es scheint, kann nach dem Code Napoleon der Erste Beste sich durch Anerkennung eines solchen Kindes bemächtigen.) Er läßt schnell einen Notar kommen, einen Anerkennungsact vorbereiten, und diesen in Gegenwart von Raymonde und Octave vorlesen. Beim noch unausgefüllten Namen des Vaters angekommen, fragt er Octave, ob er sein Kind anerkennen wolle, und auf dessen ausweichende Antwort giebt er seinen Namen an. Octave will protestiren, aber Montaiglin sagt ihm: „Ich weiß jetzt, daß Adrienne das Kind meiner Frau ist, und ein Kind meiner Frau kann doch keinen andern Vater als mich haben; jetzt unterschreib Du den Akt als Zeuge!“ Und so thut Octave, ziemlich niedergeschmettert.

Hiermit könnte das Stück zu Ende sein, wenn Madame Guichard nicht wäre. Diese hat, um ihrem lieben Octave eine Ueberraschung zu machen, den Entschluß gefaßt und sofort ausgeführt, ihrerseits Adrienne's Mutter zu sein, hat dies auf der Mairie vollbracht, und kommt nun triumphirend mit ihrem Papier zurück, und verlangt von Montaiglin ihre Tochter zurück. „Adrienne ist meine Tochter,“ sagt Montaiglin, und nun zeigen sie sich gegenseitig ihre Papiere. Große Heiterkeit nach den Thränen des vorhergehenden Actes.

„Das ist eine schöne Geschichte“, sagt Madame Guichard, „also vor dem Geseße haben wir zwei dieses Kind mit einander gehabt! Wer mir das heute früh gesagt hätte!“

Als sie sieht, daß Octave mit seiner Unterschrift sein Kind verleugnet hat, da wird es ihr endlich klar, daß ihr Geliebter nur ein Lump ist, und sie schickt ihn mit Schimpf und Schande fort, und ruft ihm die Schlußworte nach (die aber nach der ersten Vorstellung gestrichen worden sind): „Du kannst Alles behalten, was ich Dir gegeben habe.“ Da sie in Raymonde die Mutter erkannt hat, so verzichtet sie natürlich auf ihre eben erworbenen gesetzlichen Mutterrechte, und Montaglins behalten ihr Mädchen, vor dem sich die Männer in Acht nehmen mögen, wenn sie einmal 20 Jahr alt sein wird. Die sagt einmal ihrem Mann vor, was sie will!

Die vortreffliche Darstellung des Stückes, die ergreifende Scene zwischen Mann und Frau, die amüsante Madame Guichard haben dem Stück großen Erfolg erwirkt, aber ich appellire dagegen, und sollte ich allein mit meiner Ansicht sein.

Ich möchte Ihnen noch von einigen andern Theatern erzählen, aber Monsieur Alphonse hat uns schon länger, als er sollte, beschäftigt, und ich behalte mir den Rest für ein anderes Mal vor.

— y —

Unsere Universitäten.

Wie sehr unsere Universitäten der Nation ans Herz gewachsen sind, zeigt sich in dem Interesse, das die öffentliche Meinung akademischen Vorgängen schenkt. Oft ist in letzter Zeit die Rede von ihnen gewesen, und eine allgemeine Theilnahme und liebevolle Aufmerksamkeit hat ganz besonders das Schicksal der Universität Berlin wachgerufen. Die Gegenüberstellung Berlins und Leipzigs ist ein gern behandeltes Thema geworden.

Sehr schwer ist es aber zu sagen, wo die Blüthe einer Hochschule beginnt, wo die ersten Spuren ihres Verfalles sich zeigen. Die Ziffer studentischen Besuches allein entscheidet die Sache nicht; es wird keinem Menschen einfallen, in jeder Veränderung der Zahl der Studirenden schon eine Veränderung des Charakters der Universität zu sehen. Denn ganz grundlos wäre die Annahme, daß bei der Wahl der Universität, die ein Student besucht, die größere oder geringere Vortrefflichkeit der Universität das bestimmende Moment abgebe. Nein, da kommen ganz andere Dinge in Betracht: Billigkeit oder